No. 14 | APRIL 2019

berufen

PÄPSTLICHES WERK FÜR GEISTLICHE BERUFE
DIÖZESE ROTTENBURG-STUTTGART

IM INTERVIEW
Domkapitular
Paul Hildebrand

EIN PORTRÄT
Frater Philipp – jüngster
Salvatorianer Deutschlands

7 FRAGEN AN
Ordinariatsrätin
Ute Augustyniak-Dürr

WELTKIRCHE IN DER DIÖZESE

GLAUBE UND HEIMAT

„Ich wünsche mir,
dass die Menschen
auch mal auf
ihre Seele schauen.“

Gemeindereferent Rabee Jacob
im Interview ab Seite 35

Inhalt

6 **„Warum gerade dieser Orden?“**
Frater Philipp – der jüngste Salvatorianer Deutschlands. Ein Porträt.

10 **„Jeder, der kommt, ist für uns ein Geschenk“**
Domkapitular Paul Hildebrand im Interview

16 **Glaube und Heimat**
Weltkirche in der Diözese – vier Beispiele.

22 **„Wir sind die ersten“**
Sebin Joseph und Joji Joseph, indische Seminaristen in Tübingen

26 **7 Fragen an ...**
Ordinariatsrätin Ute Augustyniak-Dürr

30 **2 Generationen – 1 Beruf**
Uli Viereck und Magdalena Henken-Viereck

35 **Was macht eigentlich ...?**
Rabee Jacob

36 **Kyrill und Method**
Pioniere und Patrone – die Slawenapostel

38 **„Ohne Vertrauen geht es nicht”**
Susanne Funk über die Weitergabe des Glaubens

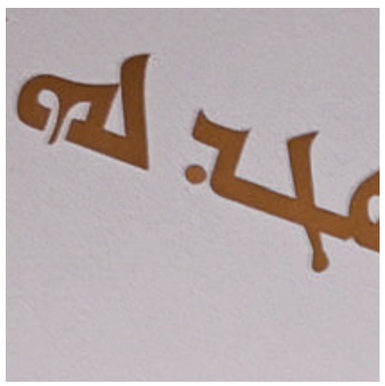
42 **Termine**
Diözesanstelle Berufe der Kirche und Päpstliches Werk für geistliche Berufe

44 **Impuls**

IMPRESSUM

Herausgeber: Päpstliches Werk für geistliche Berufe der Diözese Rottenburg-Stuttgart
V.i.S.d.P.: Ordinariatsrat Dr. Gerhard Schneider
Chefredakteurin: Alina Rafaela Oehler
Redaktion: Elisabeth Böckler, Natalie Eichwald, Kevin Fischer, Hannah Gans, Philipp Geisen, Johanna Hirschberger, Andreas Hund, Clemens Knorpp, Daniel Köstlinger, Jessica Knopik, Maximilian Magiera, Gerhard Schneider, Michael Schönball, Sr. Luise Ziegler
Redaktionsanschrift und Vertrieb: Päpstliches Werk für geistliche Berufe der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Brunsstraße 19, 72074 Tübingen, berufe-der-kirche@drs.de http://www.berufe-der-kirche-drs.de
Fotoredaktion: Clemens Knorpp (Leitung), Kevin Fischer, Natalie Eichwald (Jochen Wiedemann: S. 10-12, stocksy: S. 15 u. 38)
Gestaltung: Werbeagentur Know-how, Herrenberg
Druck: DS Print, Böblingen

Gedruckt auf umweltschonendem Papier
Tübingen, 2019



Liebe Leserinnen und Leser,

wenn wir „Weltkirche“ hören, denken wir meist zuerst an andere, oft ferne Länder. In dieser Ausgabe von „berufen“ möchten wir einen Blickwechsel vornehmen: auf die Weltkirche, wie sie nicht weit weg, sondern mitten in unserer Diözese auf faszinierende Weise zu erleben ist. Wir stellen Frauen und Männer vor, die ihre Wurzeln in anderen Ländern haben, aber in unterschiedlichen pastoralen Berufen in unserer Diözese tätig sind oder sich in den entsprechenden Ausbildungen darauf vorbereiten. Schon in diesen wenigen Beispielen zeigt sich, welche Bereicherung diese Menschen für unser kirchliches Leben sein können.

Immer wieder werden wir gefragt, wie sich die Ausbildungs- und Berufsbiographien von Personen weiter entwickelt haben, die wir in früheren Ausgaben vorgestellt haben. Wir haben uns deshalb entschlossen, in dieser Ausgabe eine neue Rubrik zu starten: „Was macht eigentlich …?“ Wir starten mit Rabee Jacob, der nach der Flucht mit seiner Familie aus dem Irak in unserer Diözese eine neue Heimat fand. Vor fünf Jahren berichteten wir über seinen Wunsch, Gemeindereferent zu werden. In einem kleinen Interview erzählt er von seinem weiteren Weg.

Ich danke Ihnen für Ihre Verbundenheit mit der Berufungspastoral und dem Päpstlichen Werk für geistliche Berufe und wünsche Ihnen eine gesegnete Osterzeit!

Herzlich

Ordinariatsrat Dr. Gerhard Schneider,
Leitung Päpstliches Werk für geistliche Berufe

„Warum gerade dieser Orden?“

Er ist mit seinen 31 Jahren der mit Abstand jüngste Salvatorianer in Deutschland. Vor wenigen Jahren ist der gebürtige Oberschwabe aus Haisterkirch bei Bad Waldsee in den Orden eingetreten. Wir haben Frater Philipp in München besucht. Mit einer Frage: Warum? Ein Porträt.

Es sieht fast ein wenig nach Baustelle aus: Hinter dem Haus der Salvatorianer in München am Zugang zum Garten türmen sich alte Spanplattenmöbel. Oder vielmehr das, was davon noch übrig ist. Ich schaue Frater Philipp fragend an. „Ach ja, wir renovieren das Haus seit ein paar Jahren. Zimmer für Zimmer. Und jetzt sind gerade die Gästezimmer dran gewesen.“ Er kommt aus Oberschwaben, man hört den Dialekt noch gut, auch wenn er jetzt schon seit ein paar Jahren in München für die Salvatorianer Theologie studiert. Frater Philipp führt uns in den großen Garten: „Dahinten ist das Insektenhotel.“ Wir stehen vor einem alten Spanplattenschrank aus den ehemaligen Gästezimmern. Nur diesmal recycelt, als Insektenhotel. Haus und Garten im Umbau, ein schönes Bild für die Salvatorianer in Deutschland: Vor kurzem erst haben sie beschlossen, vier der acht Niederlassungen in Deutschland zu schließen. Ein Zukunftsprozess, der sicher auch viel mit Frater Philipp zu tun hat. Aber wie kam der eigentlich zu den Salvatorianern? ➜

„Wer ist Jesus für dich?“

Szenenwechsel. Vor sechs Jahren. Philipp studiert damals in Köln. Von Salvatorianern und Kirche noch keine Spur. Da gerät er in eine tiefe Krise, kommt selber nicht mehr heraus. Seine Tante vermittelt ihn zu den Salvatorianern nach Lochau, bald sitzt er vor einem der Patres und erzählt seine Leidensgeschichte. „Als ich fertig war, schiebt er mir einfach ein kleines Kreuz über den Tisch und sagt: „Ich glaube, die Frage ist, wer ist Jesus für dich?“ Ich hab erst gedacht, der will mich veralbern. Was sollte das? Aber dann hab ich nach und nach kapiert, dass das wirklich die Frage ist.“ Philipp begegnet Jesus, der befreit ihn von seiner Krise. Als er neun Wochen später wieder nach Köln geht, verspürt er die Sehnsucht, zölibatär zu leben und Priester zu werden. „Ich war glaub schon furchtbar in der Zeit. Halt wie man ist, wenn man frisch verliebt ist, so ein bisschen verrückt. Ich hab Nächte in Kirchen verbracht, für Obdachlose auf Campingkochern gekocht, tagelang Lobpreis in charismatischen Gruppen.“

„Ich hab mich halt verliebt in diesen verrückten Haufen“

Und warum dann jetzt Salvatorianer? Es gibt so viele Orden mit anderen jüngeren Mitbrüdern, warum ausgerechnet dieser, man könnte sagen „überalterte“ Orden? „Das hat mich Pater Hubert Veeser, der Provinzial, bei meiner Bewerbung auch gefragt.“ Während wir reden, gehen wir durch einen Park in der Nähe des Hauses der Salvatorianer in München. Ein anderer Pater kommt uns walkend entgegen, Stöpsel mit Musik im Ohr, Sportkleidung. Im Vorbeilaufen grüßt er uns mit einem herzlich-verschmitzten Lächeln. „Ich hab dann dem Provinzial gesagt: Ich hab mich halt verliebt in diesen verrückten Haufen.“ Er hat dieses Leuchten in den Augen, das man nur verstehen kann, wenn man selber von Gott tief berührt wurde, wenn man im Herzen weiß, was Berufung ist. „Und natürlich ist das nicht einfach, weil ich als Jüngerer natürlich ganz anders ticke. So Sachen wie als Salvatorianer Straßenmusik in der Münchener Innenstadt machen, das ist ungewohnt. Das ist wie wenn eine Familie mit 40 noch ein Baby kriegt.“ Ein schönes Bild. Mit 40 noch ein Baby. Das fordert. Bringt alles durcheinander. Aber hoffentlich im Guten.

Am Abend unseres Besuches in München. Philipp baut mit einer Freundin die Lautsprecher, das Keyboard und die Anlage für den Gottesdienst mit Lobpreismusik auf. Er spielt selber Gitarre. Mit in der Kirche ist Pater Hubert, der Provinzial der Salvatorianer in Deutschland. Man merkt ihm an, dass der frische Wind ihm guttut, der mit Philipp gekommen ist. Ich frage ihn zum Zukunftsprozess der Salvatorianer mit den Schließungen. „Weißt du, wir wollten ganz bewusst in die Zukunft schauen und uns auch fragen: Wo werden wir noch unbedingt gebraucht? Und dann: Was brauchen die Jüngeren?, statt: Wo brauchen wir die Jüngeren?“ Ein Hauch von Aufbruch liegt in seinen Augen. Vertrauen, dass Gott mit diesem Orden etwas vorhat. Auch in Zukunft. Hoffnung, dass dieser Gott dann auch weitere „Kinder“ für diese Gemeinschaft schenkt.

Ein Orden im Aufbruch, man könnte sagen: in der Baustelle. Nach dem Motto: Wo Gott ist, da ist Zukunft, da muss Zukunft sein. Frater Philipp ist ein großer Teil davon. Wie groß muss dieser Gott sein, der solche Berufungen wie die von Frater Philipp schenkt. Und wie groß ist es, dieser Berufung dann so zu folgen.

TEXT MICHAEL SCHÖNBALL (27), DIAKON IN RECHBERGHAUSEN

„Jeder, der kommt, ist für uns ein Geschenk“

Weltkirche bereichert uns, davon ist Domkapitular Paul Hildebrand überzeugt. Im Interview spricht der Leiter der Hauptabteilung Pastorales Personal über Chancen und Herausforderungen bei der Zusammenarbeit mit Priestern und Ordensleuten aus dem Ausland. ➜

In den letzten Jahren wird viel über Integration gestritten – in der Diözese Rottenburg-Stuttgart sind mittlerweile ein Drittel der Priester ausländischer Herkunft. Kann die Welt hier von der Kirche lernen?
Das glaube ich schon. Über die letzten Jahrzehnte haben wir viele positive Erfahrungen gemacht, angefangen von den „nationalsprachlichen Missionen für die Gastarbeiter" der 60er Jahre bis zu den Gastpriestern aus Indien und Afrika heute. Natürlich muss man sehen, dass wir eine gemeinsame Grundlage haben – das Evangelium. Für uns als Christen ist jeder Mensch gleich viel wert und hat die gleiche Würde. Dazu kommt eine gemeinsame sakramentale Praxis. Das ist eine religiöse Grundlage, die es in der Gesellschaft so nicht automatisch gibt, wenn Menschen aus verschiedenen Kulturkreisen zusammenkommen. Das ist sicher ein Vorteil.

Wir laden bewusst Menschen anderer Kulturen zu uns ein, weil wir Weltkirche sind und uns das bereichert.

Ist der verstärkte Einsatz von ausländischen Priestern eine Antwort auf den Priestermangel?
Kritische Anfragen dieser Art kommen von manchen Hauptamtlichen, aber auch aus Rom. Das kann natürlich nicht allein Antwort sein. Wir laden bewusst Menschen anderer Kulturen zu uns ein, weil wir Weltkirche sind und uns das bereichert. Jeder, der kommt, ist für uns ein Geschenk. In der Regel machen wir das auf Zeit. Die Priester sollen im Idealfall nach zehn Jahren wieder in ihre Heimatländer zurückkehren. Ich finde es tatsächlich schräg, wenn Länder Priester zu uns senden, obwohl sie einen noch viel größeren Priestermangel haben. Dann bekomme ich ein schlechtes Gewissen, weil das für mich eine neue Form von intellektuellem Kolonialismus ist, wenn wir deren Elite zu uns holen und bei uns behalten wollten. Aus diesen Gründen sagt unser Bischof auch, dass eine bestimmte Prozentzahl geht, aber nicht mehr. Wir müssen unsere Probleme hier selbst lösen.

Sie haben vorhin die muttersprachlichen Gemeinden angesprochen – wie haben Sie deren Entstehung damals erlebt?
Ich stand damals für ein Praktikum bei Daimler mit den ersten Gastarbeitern gemeinsam am Band. Das gemeinsame Arbeiten von deutschen und ausländischen Kollegen hat Brücken gebaut. Für die Seelsorge damals wurden die verschiedenen ausländischen Missionen eingerichtet: die italienische, die spanische, die polnische und die kroatische, um für die Menschen zunächst mal in ihrer Sprache da zu sein. Von Anfang an war es Ziel, keine Ghettos entstehen zu lassen, sondern, dass die deutschen Gemeinden Kontakte aufbauen. Bei der Bildung der Seelsorgeeinheiten wurden die „ausländischen Missionen" in muttersprachliche Gemeinden umgewandelt. Jetzt werden diese vom Pfarrer zusammen mit einem gewählten Pastoralrat geleitet. Aus rechtlichen Gründen, aber vor allem, um die Zusammenarbeit zu fördern, haben viele deutsche Gemeinden eine muttersprachliche Gemeinde „huckepack" genommen. Die Zusammenarbeit kann da und dort noch verbessert werden.

Um ausländischen Priestern und Ordensleuten den Start zu erleichtern, gibt es ein ganzes Kursprogramm, in dem sie einsatzbegleitend auf ihren Gemeindedienst vorbereitet werden. Welche Erfahrungen haben Sie damit gemacht?
Ja, seit 2010 haben wir das Erlernen der deutschen Sprache kontinuierlich intensiviert. Nach halbjährigem Sprachkurs werden sie einer Gemeinde anvertraut und monatlich zu pastoralen Einführungskursen zusammengerufen. Damit machen wir sehr gute Erfahrungen, die allermeisten sind hochmotiviert. Sie verstehen sich als Missionare, die den Glauben nach Deutschland zurückbringen. Dazu müssen sie sich stark auf die Menschen hier einlassen können. Das ist eine ungeheuer große kulturelle Leistung, vor der ich großen Respekt habe.

Als die Kurse eingeführt wurden, hieß es, dass eine zentrale Rolle das Thema „kooperative Pastoral" spielen soll. Was ist damit gemeint?
Ja, diese Arbeitsweise wollen wir unseren ausländischen Mitbrüdern unbedingt nahebringen. Es geht darum, das ganze Volk Gottes in seiner Taufgnade und Taufwürde ernst zu nehmen. Darum, dass Glaubensweitergabe keine Einbahnstraße ist, sondern ein dialogischer Austausch. Jede und jeder Getaufte soll sich nach seinem Charisma einbringen können. Das ist der Grundgedanke – und für manch einen erst mal ungewohnt, weil der Priester gerade im indischen oder afrikanischen Kontext eine hohe Autorität ist, der vieles alleine oder mit anderen Strukturen im Hintergrund verantwortet.

Es wachsen Beziehungen, das hat eine integrative Kraft und weitet den Horizont unserer Gemeindemitglieder.

Trotz der kulturellen Unterschiede fragen wir uns: Liegt darin nicht auch eine Bereicherung?
Klar, für unsere deutsche Kirche ist das natürlich Weltkirche live. Und auch manchmal Fremdheit live. Es wachsen Beziehungen, das hat eine integrative Kraft und weitet den Horizont unserer Menschen, unserer Gemeindemitglieder. Das sollte man nicht unterschätzen.

Für eine Studie haben 606 ausländische Priester einen Fragebogen ausgefüllt. Sie wurden nach ihren Gründen gefragt, warum sie nach Deutschland gekommen sind. Mit über 70 Prozent ist der meistgenannte Grund: „Mein Bischof/Ordensoberer hat mich geschickt". Deckt sich das mit Ihren Erfahrungen?
Das ist gemischt. Ich habe vorhin die Missionare erwähnt, die sagen: Wir haben das Evangelium von euch bekommen, wir bringen es euch zurück. Das ist eine Motivation, die ich bei sehr vielen wahrnehme. Aber natürlich gibt es auch die Ordensgemeinschaften mit vielen Mitgliedern, die sagen: Wir stellen euch unsere Potentiale zur Verfügung.

Entstehen durch die Mitarbeiter aus dem Ausland auch Kooperationen mit deren Herkunftsländern?
Natürlich fördert das auch die partnerschaftlichen Beziehungen zwischen Gemeinden hier und dort. Viele Priester und Ordensleute bringen tolle Projekte aus ihren Heimatländern mit. Manchmal passiert es auch, dass ein ausländischer Pfarrvikar mit Leuten aus der Gemeinde in seine Heimat reist und so der Austausch gefördert wird. ➜

Haben Sie sich selbst einmal ein Bild von den Herkunftsländern gemacht?
Ja, ich war in den letzten Jahren in Indien, in Südamerika und auch in Afrika. Ich wollte spüren: Woher kommen unsere Mitbrüder? Wie wachsen sie auf? Welche Kirchenerfahrung haben sie? Seither habe ich noch größeren Respekt. Ich ziehe meinen Hut vor Mitbrüdern, die bei uns eine leere oder halbleere Kirche vorfinden und dort aus einer Gemeinde kommen, wo morgens um sieben die ganze Kirche voll Frauen, Männer, Kinder, Jugendlicher ist und am Sonntag zehn Gottesdienste sind, die ebenfalls voll sind. Das ist fast übermenschlich, welchen Kontrast sie dann hier erleben müssen.

Vor ein paar Jahren sagte Bischof Gebhard Fürst: „Wir haben jedes Jahr mehr Anfragen, als wir Priester aufnehmen können." Ist das immer noch so?
Ja. Es ist so, dass wir monatlich Angebote bekommen. Wir wählen dann danach aus, wo es gute Beziehungen gibt, wo man gute Erfahrungen gemacht hat, nehmen aber auch mal neue Verbindungen auf.

Nun arbeiten nicht nur Priester aus dem Ausland hier bei uns. In dieser Ausgabe von „berufen" stellen wir eine italienische Pastoralassistentin und einen amerikanischen Diakon vor. Sind sie Ausnahmen?
Bisher sind das eher abzählbare Personen, ja. Aber es nimmt zu – sowohl bei den Gemeindereferenten als auch bei den Pastoralreferenten, dass junge Menschen sich ausbilden lassen, die aus einem anderen muttersprachlichen Hintergrund kommen.

Gibt es für pastorale Mitarbeiter andersherum die Möglichkeit, ins Ausland zu gehen?
Ja, in den sogenannten kategorialen Diensten. Dazu kann ich eine Anekdote erzählen: Beim Zweiten Vatikanischen Konzil saß Bischof Leiprecht neben einem südamerikanischen Bischof. Der hat ihm jeden Tag eine Zettel rübergeschoben: „Schicke mir zwei Priester." Das hat ihn so beeindruckt, dass nicht wenige Mitbrüder später tatsächlich die Koffer gepackt haben. Seither gibt es diese Möglichkeit. Außerdem haben wir Diakone und Gemeindereferenten im Ausland und Priester in deutschen Gemeinden, momentan in Paris, Singapur und Sydney. Das werden wir aber künftig zurück fahren müssen, weil wir die Priester hier bei uns brauchen. Außerdem gibt es die Möglichkeit, als Militärseelsorger die Bundeswehr bei Einsätzen ins Ausland zu begleiten. Momentan bilden wir dazu zwei Frauen aus, das läuft über das Militärseelsorgeamt Berlin.

Welche Rolle wird das Thema „Weltkirche" in der Zukunft einnehmen?
Eine große. Wir beobachten ja gerade auch bei jungen Menschen verstärkt ein Interesse am Ausland. Ich finde es ist ein Reichtum, in dieser Weltkirche Erfahrungen der Gemeinschaft zu machen. Gerade wir in Deutschland müssen aufpassen, nicht zu individualistisch zu sein, zu wenig gemeinschaftlich zu leben. Das Ich wächst am Du! Da können wir von anderen Kulturen viel lernen und auch deshalb sind der Austausch und das gemeinsame Arbeiten und Erleben so wertvoll.

TEXT ALINA OEHLER (27) UND MAXIMILIAN MAGIERA (21)

INFO

Im Moment sind etwa 200 Priester und Ordensleute aus dem Ausland in der Diözese Rottenburg-Stuttgart eingesetzt. Sie kommen dabei vor allem aus Indien und Afrika. Bevor sie in einer Gemeinde arbeiten, absolvieren sie in der Regel einen Sprachkurs und eine pastorale Ausbildung.

GLAUBE UND HEIMAT

Weltkirche ist kultureller Reichtum und Herausforderung zugleich – wie wird das in der Diözese Rottenburg-Stuttgart erfahrbar und welche Berufswege ermöglicht das?

Vier Beispiele.

„Das Kroatische sind meine Wurzeln, doch mein Glaube ist vielfältiger“

Branimir Marević

Was ist charakteristisch für kroatische Gemeinden in Deutschland?
Meine Gemeinde in Sindelfingen ist dadurch entstanden, dass die Immigranten der Nachkriegszeit, zu denen meine Eltern gehören, den kroatischen Katholizismus mit nach Deutschland brachten. Er zeichnet sich zum Beispiel durch eine starke Heiligenverehrung und Marienfrömmigkeit aus. Und die Gemeinden sind sehr lebendig, man verbringt einen großen Teil der Freizeit zusammen.
Wie beeinflusst Sie die kroatische Prägung?
Das Kroatische sind meine Wurzeln. Aber ich kann meine Spiritualität und die Art, wie ich meinen Glauben lebe, nicht auf diese Prägung verengen. Als ich nach Tübingen ins Ambrosianum kam, lernte ich in meinem Jahrgang 33 junge Menschen mit 33 unterschiedlichen Prägungen und Auffassungen vom „Christ-Sein“ kennen. Ich habe neue Formen kennen gelernt und an der Uni die wissenschaftliche Seite des Glaubens. Das hat einen Suchprozess ausgelöst: Ich wollte erfahren und hinterfragen, woher meine kroatischen Traditionen kommen und was das mit mir macht.
Sie haben sich auf die Suche nach Ihren Wurzeln gemacht …
Ja. Mein Freijahr habe ich deshalb in Kroatien verbracht. Ich möchte die Vielfalt unserer katholischen Glaubenspraxis kennenlernen. „Katholisch“ bedeutet ja „allumfassend“ und impliziert damit schon die weltkirchliche Ausrichtung. Später werde ich in der Gemeinde als Priester mit sehr unterschiedlich geprägten Menschen zu tun haben, deshalb brauche ich den geweiteten Horizont – immer mit der Frage: Was ist der gemeinsame Kern?

Branimir Marević (28) aus Sindelfingen ist Seminarist der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Seine Familie stammt aus der Nähe von Vrgorac in Südkroatien.

TEXT ELISABETH BÖCKLER (21)

„Ich finde es schade, dass Glaube hier oft Privatsache ist“

Elliot Robertson

Welche Wege führten Sie in unsere Diözese?
Ich wurde 1990 von der US-Armee in Bayern stationiert. Dort habe ich meine Frau kennengelernt. 1998 sind wir nach Kentucky (USA) gezogen. Seit 2006 wohnen wir wieder in Deutschland, in Herrenberg. Seit Mai 2018 bin ich als Diakon in der Diözese tätig.
Wenn Sie vergleichen, wie der Glaube hier und in ihrer Heimat gelebt wird – welche Unterschiede fallen Ihnen auf?
Ein Unterschied ist, dass in Alabama öffentlich über den Glauben gesprochen wird, während er hier eher ein Privatthema ist. Ich finde es schade, dass die Menschen so wenig über den Glauben sprechen, und würde mir wünschen, dass es kein Tabu wäre.
Haben Sie noch Kontakt zu ihrer Heimatgemeinde?
Ich besuche sie immer wieder. Anlässlich meiner Weihe dachten sie alle an mich, haben mit mir mitgefiebert und für mich gebetet. Da ist schon noch eine enge Bindung, trotz der Entfernung.
Vermissen Sie einen Teil des kirchlichen Lebens aus Ihrer Heimat?
Ja, zum Beispiel treffen sich am Sonntag die Messebesucher im Gemeindesaal. Bei Kaffee und Gebäck tauschen sich die Leute aus. Das ist eine richtig gute Gemeinschaft, in der jeder nach dem anderen schaut. Hier im Dorf findet das bestimmt auch statt, aber eher auf nachbarschaftlicher Basis.
Versuchen Sie dann auch etwas Ähnliches in Ihrer Tätigkeit als Diakon hier umzusetzen?
Durchaus, ich versuche nach dem Gottesdienst mit den Gemeindemitgliedern ins Gespräch zu kommen, um die Menschen und ihre Lebenssituation besser kennen- und verstehen zu lernen. Die Offenheit, mit der mir die Menschen begegnen, finde ich sehr schön.

Elliott Robertson (51) aus Alabama ist Diakon im Zivilberuf in der Gemeinde Ammerbuch-Poltringen.

TEXT NATALIE EICHWALD (24)

„In Italien gibt es meinen Beruf nicht“

Cinzia Ficarra

Warum hat es Sie als Pastoralassistentin nach Deutschland verschlagen?
Nach meinem Theologiestudium in Palermo erlebte ich eine italienische Gemeinde in Deutschland. Dort lernte ich einen Priester kennen, der mich inspiriert hat, nicht nur Religionslehrerin, sondern Pastoralassistentin zu werden. Er hatte auch die Idee, dass ich mich in Rottenburg-Stuttgart bewerben solle. Nach meinem ersten Bewerbungsgespräch im Mentorat wurde mir klar, dass ich noch eine dreijährige Ausbildung vor mir habe, bevor ich in den Beruf einsteigen kann. Doch weder das, noch die Sprache haben mich abgeschreckt.

Wie unterscheidet sich Kirche hier von Ihrer Heimat?
In Italien gibt es den Beruf der Pastoralassistentin nicht. Es gibt auch keine Wortgottesfeiern – nur, wenn dem Priester etwas zugestoßen ist. Dieser ist übrigens für alles verantwortlich. Zudem erscheint es aus italienischer Sicht völlig ungewöhnlich, dass Laien predigen, und Traditionen werden in Italien sehr hochgehalten.

Was macht Ihnen an Ihrem Beruf hier besonders Freude und was würden Sie anderen, die nach Deutschland kommen, um hier in der Pastoral zu arbeiten, mit auf den Weg geben?
Kleinigkeiten bereiten mir Freude – mit Menschen in Kontakt zu sein. Ich arbeite zu 70 Prozent in der deutschen und zu 30 Prozent in der italienischen Gemeinde. Hier kann ich meine Spiritualität leben und teilen. Italiener kann ich unterstützen, in der Gemeinde anzukommen. Pastoralassistenten aus dem Ausland empfehle ich: einen guten Deutschkurs, denn die Sprache ist wichtig. Und: Mut, Geduld und Barmherzigkeit mit sich selbst, dass man auch mal über sich lachen kann.

Cinzia Ficarra (41), stammt aus Capo d’Orlando / Sizilien und arbeitet als Pastoralassistentin in Waiblingen-Korb-Neustadt.

TEXT JOHANNA HIRSCHBERGER (20)

„Kirche als Türöffner für Frieden“

Markus Hirlinger

Herr Pfarrer Hirlinger, wie kamen Sie nach Paris?
Das katholische Auslandssekretariat der DBK in Bonn unterhält weltweit deutschsprachige Gemeinden und entsendet dafür etwa 60 hauptamtliche Seelsorger und Seelsorgerinnen. Ich habe Verwandtschaft in der französischen Schweiz, war mehrmals mit Schüleraustauschen in Frankreich und habe ein Jahr in Paris studiert. Außerdem schätze ich die Spiritualität und das meditative Gebetsleben in französischen Gemeinden. Von daher war eine Nähe zum Land vorhanden und ich bin dankbar, dass ich jetzt hier wirken darf.

Wer kommt zu Ihnen in die Gemeinde?
Unsere Gemeinde ist Heimat für deutschsprachige Christen, die entweder dauerhaft oder beruflich bedingt für einige Monate und Jahre in Paris leben, dazu kommen Touristen und Pilger. Muttersprache, vertraute Riten und deutsche Traditionen wie Martinsspiel, Fronleichnamsprozession und Sternsinger bekommen im Ausland eine neue und wichtigere Bedeutung. Viele pflegen so ihre Heimat im Glauben oder finden diese überhaupt erst neu.

Welche Bedeutung hat die Auslandsseelsorge für Sie?
Unsere Gemeinde steht im Zeichen der deutsch-französischen Partnerschaft. Wir praktizieren vertrauensvoll gewachsene Freundschaft und ich stehe in gutem Austausch mit dem Erzbistum Paris, den Kirchengemeinden und der deutschen Botschaft. Kirche wird so zum Türöffner für Friedensbemühungen. Wichtig ist uns dabei auch das Gedenken an Franz Stock, der während des Zweiten Weltkrieges als Auslandsseelsorger in den Pariser Wehrmachtsgefängnissen die Häftlinge und zum Tode Verurteilten betreute und in Frankreich hohes Ansehen genießt.

Markus Hirlinger (57), Priester der Diözese Rottenburg-Stuttgart, ist seit zwei Jahren Pfarrer der deutschsprachigen Gemeinde St. Albertus Magnus in Paris.

TEXT ANDREAS HUND (27)

„Wir sind die ersten“

Als Sebin Joseph (24) und Joji Joseph (24) am 6. Dezember 2017 in Deutschland ankommen, sind sie sofort mit einer anderen Kultur und einer fremden Sprache konfrontiert. Die zwei indischen Seminaristen aus Kerala besuchen als erste Teilnehmer einer neuen Kooperation zuerst das Ambrosianum, um dann in Tübingen Theologie zu studieren und später in Deutschland Priester zu sein. Im Interview sprechen sie über den Schrecken des Brotes und andere Kulturschocks – und erzählen, was sie mittlerweile an Deutschland zu schätzen gelernt haben. ➜

Wie kam es, dass ihr in Deutschland studiert?
JOJI: Es gibt ein Projekt, eine Kooperation, zwischen unserer Diözese, die Tellicherry heißt, und der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Wir haben seit letztem Jahr einen Vertrag, das bedeutet, wir studieren hier in Tübingen Theologie und arbeiten danach gleich in Deutschland, fünf bis zehn Jahre, das hängt von der Entscheidung des Bischofs ab.
SEBIN: Genau, wir sind jetzt die ersten Priesteramtskandidaten, das ist ein Experiment. In Deutschland arbeiten zwar schon einige indische Priester aus unserem Bundesstaat, Kerala, aber wir sind die ersten, die ihre Ausbildung in Deutschland machen.

Was ist das Ziel der Kooperation?
SEBIN: Wenn man gerade erst in Deutschland angekommen ist, hat man oft noch Probleme mit der deutschen Sprache und Kultur. Dadurch, dass wir schon unsere Ausbildung hier absolvieren, können wir die Kultur schon vorab erleben und die Sprache richtig kennen lernen. Das hilft uns später als Priester, gerade in der Seelsorge. Das ist das primäre Ziel.
JOJI: Dafür müssen wir jetzt ein bisschen mehr arbeiten als unsere deutschen Kollegen.

Wie sieht die Priesterausbildung in Indien aus?
JOJI: In Indien dauert unsere Ausbildung 12 Jahre! Zuerst studiert man drei Jahre in einem kleinen Seminar, dann wechselt man auf ein sogenanntes Major-Seminar, das dann nicht mehr zur Diözese, sondern zur Bischofssynode gehört. Hier studiert man drei Jahre lang Philosophie, anschließend folgt ein einjähriges Praktikum und erst dann beginnt man das tatsächliche Theologiestudium. Sebin und ich haben an unterschiedlichen Seminaren Philosophie studiert, dort wo ich war, gab es mehr als 150 Priesteramtskandidaten.
SEBIN: Bei mir waren es mehr als 250! Das ist einer der größten Unterschiede gegenüber Deutschland, in Tübingen sind wir weniger als 20.
Joji: Von unseren indischen Kurskollegen unterscheidet uns außerdem, dass sie im Jahr 2020 geweiht werden. Wir werden da gerade erst unser Theologiestudium beginnen.

Wenn wir gerade schon von Unterschieden sprechen: Was sind für euch die größten Unterschiede zwischen der indischen und der deutschen Kultur?
SEBIN: Das Essen.
JOJI: Ja, genau! Das Brot, das es hier zum Frühstück gibt, isst man in Indien nur, wenn man krank ist. Wenn ich meine Eltern anrufe, fragen sie immer bestürzt: „Gab es heute auch Brot?“ (beide lachen)

… und in Bezug auf die Rolle des Priesters und den Glauben?
JOJI: Als Priester werden wir zum Beispiel nicht so viel direkt mit den Menschen agieren können, wie wir es aus Indien gewohnt sind. Dort ist es Brauch, dass der Priester mehrmals im Jahr jede Familie besucht, das kündigt er einfach davor in der Kirche an. Bei dem Besuch wird zusammen gebetet und gegessen. Ich glaube, in Deutschland sind solche Besuche nicht üblich.
SEBIN: Außerdem hat der Priester eine ganz andere Stellung als in Deutschland. Er ist eine sehr respektierte Person, auch Leute aus den anderen Religionen, zum Beispiel aus dem Islam oder dem Hinduismus, stehen auf, wenn er den Raum betritt.

Welchen Eindruck habt ihr vom Zusammenleben der Religionen in Indien?
SEBIN: In Indien gibt es insgesamt nur drei Prozent Katholiken, achtzig Prozent der Bevölkerung ist hinduistisch. Aber in meinem Bundesland gibt es siebzehn Prozent Katholiken. Zwar gibt es im Norden einige Problemgegenden, aber generell leben die Religionen sehr friedlich miteinander, wir leben ja in einer gemeinsamen Kultur zusammen.
JOJI: Ja genau. Das Motto bei uns lautet: Einheit in Vielfalt. Wir feiern zum Beispiel viele religiöse Feste zusammen. Sogar im Priesterseminar werden einige

Das Brot, das es hier zum Frühstück gibt, isst man in Indien nur, wenn man krank ist. Wenn ich meine Eltern anrufe, fragen sie immer bestürzt: „Gab es heute auch Brot?“

hinduistische Feste begangen, und Weihnachten wird von den Muslimen und Hindus in unsrer Gegend mitgefeiert, zum Teil haben sie sogar eine Krippe!

Und wie sieht es innerhalb des Christentums aus?
JOJI: Im Major-Seminar werden verschiedene Riten in verschiedenen Sprachen zelebriert. Deswegen kennen wir die lateinische Messe, wie sie in Deutschland überwiegend gefeiert wird, auch wenn wir im syro-malabarischen Ritus aufgewachsen sind. Religiöse Bildung ist bei uns sehr zentral. Wir sind eine Minderheit in unserem Land, aber trotzdem ist der Glaube sehr stark. Während der Schulzeit gehen wir jeden Sonntag zur Katechese, und jeder muss diesen Unterricht besuchen. Dreimal im Jahr gibt es dazu Prüfungen, die man bestehen muss. Das ist eine große Sache, denn sonst kann man zum Beispiel nicht kirchlich heiraten.

Uns in Deutschland kommt das ja eher fremd vor – gibt es etwas, das euch hier auch zuerst sehr fremd vorkam, in der Zwischenzeit aber wichtig geworden ist?
SEBIN: Mir ist die Freiheit hier aufgefallen, die finde ich sehr schön. In Indien ist es beispielsweise immer noch gängig, dass die Eltern darüber entscheiden, wen ihr Sohn heiratet. Und ich habe auch die Erfahrung gemacht, dass wir hier im Seminar sehr frei leben: Wir haben in unserem ganzen Leben noch nicht gekocht, aber hier können wir jetzt allein einkaufen und kochen. Wir haben gelernt, wie man mit Geld umgeht und wie man ein neues Leben gestalten kann. In dieser Freiheit lernt man auch, selbstständig zu sein, das ist gut.
JOJI: Ich habe auch viel von der deutschen Kultur gelernt, gerade im Bezug darauf, die Freiheit der anderen zu respektieren.

Vielen Dank!

TEXT ELISABETH BÖCKLER (21) UND JOHANNA HIRSCHBERGER (20)

Die Umrisse der Mauer an der Wand sollen an Babylon erinnern – die alte Königsstadt in der irakischen Heimat der chaldäisch-katholischen Christen. Seit 2014 ist die St. Paulus Kirche in Stuttgart-Rohracker Treffpunkt der Chaldäer aus der Region. Dort feiern sie Gottesdienst und singen Lieder auf Aramäisch, der Muttersprache Jesu. Die Diözese Rottenburg-Stuttgart zählt zur Zeit fast 2.000 chaldäisch-katholische Christen.

7 Fragen an…

Ordinariatsrätin Ute Augustyniak-Dürr

ZUR PERSON

Ute Augustyniak-Dürr (56) ist seit 2011 als Ordinariatsrätin Leiterin der Hauptabteilung Schulen im Bischöflichen Ordinariat der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Die Pädagogin mit Staatsexamen in Theologie und Germanistik war bis 2002 stellvertretende Schulleiterin am Rottenburger Gymnasium St. Meinrad; nach einer Kinderpause lebte sie dann für sechs Jahre mit ihrer Familie im palästinensischen Autonomiegebiet in Israel und unterrichtete dort an der vom Berliner Missionswerk getragenen Schule „Talitha Kumi“ und begleitete interkulturelle und interreligiöse Workshops und politische Projekte.

1 FAHRRAD ODER AUTO?

Fahrrad – ich bewege mich einfach gern an der frischen Luft und genieße dabei, dass man viel sieht und sich auch ein wenig erholen kann. Wann immer es geht, fahre ich deshalb die 11 km mit meinem E-Bike zur Arbeit.

2 HABEN SIE LIEBLINGSHEILIGE?

Ja, Franziskus und Clara von Assisi. Mit ihnen habe ich mich viel beschäftigt und dabei viel für mich mitgenommen: diese Erdung des Glaubens und Vertiefung des Lebens. Immer wieder zieht es mich deshalb auch nach Assisi.

3 SIE HABEN 6 JAHRE IN ISRAEL/PALÄSTINA GELEBT – WAS VERMISSEN SIE?

Ganz viel: das Wetter, die vielen Sonnentage! Aber auch die Wüste. Es gibt keinen besseren Ort, um zu sich selbst zu kommen, sich zu erden. Oft habe ich mich in unserem Leben in Israel und Palästina lebendiger als hier gefühlt, weil ich ständig durch die unterschiedlichen Kulturen und Religionen in meiner eigenen Identität, meinen Werten und meiner Urteilsfähigkeit herausgefordert war.

4 GIBT ES BERUFUNG?

Ja. Das gibt es auf jeden Fall. Für mich ist das, wenn man genau bei sich ist und spürt: Da bin ich gerufen, das ist meins. Das kann auch in kleinen Alltagssituationen der Fall sein, aber natürlich auch in der Entscheidung für einen Beruf. Für mich ist so ein Ort zum Beispiel die Schule, in der Begegnung mit den Schülern und Schülerinnen habe ich gemerkt: Das ist mein Platz, hier verspüre ich Sinn.

5 DIE KIRCHE WIRD DANN ZUKUNFT HABEN, WENN …

… sie sich an der Weite des Lebens öffnet, Menschen weniger beurteilt als mitnimmt und wenn sie in der Freude des Evangeliums unterwegs ist.

6 WENN SIE NOCHMAL 20 WÄREN, WÜRDEN SIE …

… eine Weltreise machen! Nicht nur studieren, sondern noch mehr leben.

7 WORAUF FREUEN SIE SICH AN OSTERN BESONDERS?

Auf den Frühling, dass die Natur wieder grün wird. Und auf die Osternacht. Das ist für mich einer der intensivsten Momente überhaupt. Die Verbindung von Tod und Leben, das Immer-wieder-werden – das wird für mich dort besonders erfahrbar.

TEXT ALINA OEHLER (27), DANIEL KÖSTLINGER (28)

2 GENERATIONEN, 1 BERUF

Wie ist es, wenn Vater und Tochter den gleichen Beruf gewählt haben? Uli Viereck und Magdalena Henken-Viereck arbeiten beide als Pastoralreferenten und tauschen sich gerne aus. ➜

„Ganz wie der Papa …“ – diesen Satz hört Magdalena Henken-Viereck öfter, denn sie hat den gleichen Beruf wie ihr Vater Uli Viereck gewählt: Beide sind sie als Pastoralreferenten in der Kirche aktiv. Doch den Vater nur nachgemacht, das hat sie nicht, betont sie, auch wenn er ein Vorbild sei. Auch Uli Viereck freut sich an der Berufswahl seiner Tochter, doch seine beiden Kinder durften ihren eigenen Weg finden.

„Ich habe gespürt, dass Gott es will“

Wie es kam, dass Magdalena Henken-Viereck nun Pastoralreferentin ist? Sie erinnert sich an verschiedene Wegmarken, die richtungsweisend waren: die Entscheidung, sich firmen zu lassen, Erfahrungen in der Ministranten- und Jugendarbeit und auch von Weltkirche, zum Beispiel in Taizé, Rom oder Assisi, Gespräche mit einer Schulfreundin, deren Mutter an Krebs litt und früh verstarb. Deren Hadern mit Gott und deren Trauer hat sie schon als Jugendliche herausgefordert, über den Glauben intensiv nachzudenken. Auch bewegte sie sich regelmäßig in kirchenkritischen Milieus, sei es in Vereinen oder auch der Disco. Sie ließ sich anfragen und nahm Stellung. Tatsächlich aber stand das Ziel, Pastoralreferentin zu werden, nicht von Anfang an fest. Neben Theologie studierte sie zuerst auch Spanisch, um eventuell in den Schuldienst zu gehen. Doch kurz nach ihrem Auslandssemester in Salamanca wurde ihr klar, in welche Richtung es geht: „Ich kann mich noch an den Gottesdienst in Tübingen St. Johannes erinnern, in dem dann die Entscheidung gefallen ist: Nein, ich werde Pastoralreferentin. Ja, das war für mich ein Ruf Gottes und ich habe gespürt, dass er es

will und ich es auch machen möchte. Ich war so glücklich nach dem Gottesdienst, weil ich damit schon auch lange gerungen habe.“
Ihr Vater freute sich über die Entscheidung. Viereck selbst arbeitet seit 16 Jahren in der Klinikseelsorge und in der Trauerpastoral. Früher war er in der Schule, Katechese, Jugend- und Hochschulseelsorge tätig. In seiner Arbeit bei Gesprächen am Krankenbett, in Gottesdiensten und in der Trauerpastoral finden auch Bilder Eingang, die er als Künstler selbst gestaltet, und das seit vielen Jahren.

„Ich habe gesehen, wie mein Vater darin aufgegangen ist“

Generell sagt Henken-Viereck, dass die Art und Weise, wie sie ihren Vater und Kirche allgemein in ihrer Jugend erlebt hat, ihr Bild vom Beruf eines Pastoralreferenten geprägt haben. „Ich habe meinen Vater auch als gläubigen Menschen erlebt und gesehen, wie er darin aufgegangen ist und seine Charismen und Hobbys ganz gut in seine Arbeit integrieren konnte“, sagt sie. Beide erinnern sich zum Beispiel lebhaft an zahlreiche Kanuwallfahrten nach Untermarchtal.

Aber nicht nur Erinnerungen tauschen sie gerne aus, sondern auch Gedanken über ihre Arbeit. Beide sind sich einig, dass es „spannend ist, sich gegenseitig Texte, wie Predigten und Andachten, zum Durchlesen zu geben.“ Auch ist Henken-Viereck froh, in ihrem Vater einen Austauschpartner in Bezug auf kircheninterne Themen zu haben: „Es ist wohltuend, jemanden in der Familie zu haben, mit dem man gemeinsam über Knackpunkte sprechen kann.“

Außerdem erzählt sie: „Gerade zu Beginn meiner Ausbildung habe ich es sehr geschätzt, zu wissen, dass ich einen Rückhalt habe, jemanden im Background, der da schon ein bisschen Erfahrung hat, ohne dass es jetzt ein krasses Mentoring gewesen wäre.“

„Kirche wird heute stärker angefragt“

Bei allem Austausch über den gemeinsamen Beruf, benennen sie aber auch unterschiedliche Herausforderungen. So erzählt Uli Viereck: „Es war damals ein

Bangen nach dem sechsjährigen Studium, ob man überhaupt eine Stelle als Pasti bekommt.“ In der gegebenen Ämterstruktur der Kirche seinen Platz zu finden und persönliches Charisma einzubringen, ist für ihn als Laientheologe eine Herausforderung gewesen. Seine Tochter legt ihren Fokus auf die aktuelle gesellschaftliche Situation: „ Kirche wird, glaube ich, heute gesellschaftlich nochmal stärker angefragt.”

Sobald man erzählt, was man für einen Beruf ausübt, kommt es immer wieder vor, dass die typischen Fragen nach Skandalen und Reformstau auf dem Tablett sind.“ Als Beispiel für die geringe Relevanz, die Kirche für Jugendliche ihrem Erleben nach hat, erzählt sie eine Situation aus dem Religionsunterricht in Klasse 11: „Letzte Stunde wurde ich gefragt: ‚Warum sind Sie denn in diesem Verein? Das passt doch überhaupt nicht zu unserem aktuellen Weltbild. Ich finde Buddhismus viel cooler.‘“ Wie sie darauf reagiert hat? „Ich bin überzeugt, dass es eine wichtige Aufgabe in unserem Beruf ist, da dann ehrlich und offen zu sagen: Ja, es gibt einige Punkte, mit denen ich auch ein Problem habe, aber trotzdem trägt diese frohmachende Botschaft mein Leben. Diese Anfragen erlebt man heute, glaube ich, schon nochmal stärker als vor zwanzig Jahren“, meint die junge Pastoralreferentin. So unterschiedlich ihre derzeitigen beruflichen Situationen gerade auch sind, bei einem sind sich die Berufsanfängerin und der Erfahrene sofort einig: Sie würden beide den Beruf wieder wählen. Viereck ist nah dran an den Menschen in Krankheit, Krise und Trauer und er darf spüren, dass sein Wirken Menschen anrührt und dass ein Leben aus dem Geist Jesu immer noch Kraft und Trost freisetzt. Und er ist dankbar für die Veränderungen und Freiräume, die er in seinem Beruf wahrnehmen konnte. Dass er seine Kunst einsetzen kann, um nachhaltig Menschen zu begegnen, macht ihn glücklich: „Ich bin froh, dass das so eine Resonanz findet, das gibt mir viel Rückenwind und Freude in diesem Beruf.“ Freude erfährt auch Henken-Viereck: „Einerseits, weil es mir Spaß macht und ich das Gefühl habe, mich da entfalten zu können, und andererseits, weil ich es total sinnvoll finde, in der Kirche meinen Teil einzubringen, damit es gut weitergeht.“

TEXT NATALIE EICHWALD (24) UND JOHANNA HIRSCHBERGER (20)

Was macht eigentlich … Rabee Jacob?

In der November-Ausgabe 2014 von „berufen“ war auf dem Titel ein junger Iraker zu sehen, darunter die Zeilen: „Als Christ aus dem Irak geflohen. Rabee Jacob aus Waiblingen – Berufsziel: Gemeindereferent“. Vier Jahre später erzählt er, wie seine Geschichte weiterging.

Haben Sie Ihren Berufswunsch „Gemeindereferent“ wahrgemacht? Ja! Ich bin Gemeindereferent mit Dienstsitz in St. Antonius in Waiblingen. Und ich freue mich sehr an meiner Arbeit, daran, am Reich Gottes mitzubauen.

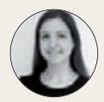
Wie haben Sie die Ausbildung in Freiburg erlebt? Die Inhalte haben mir sehr geholfen. Einerseits für meinen Beruf, andererseits für mich persönlich. Je mehr ich lernen durfte, desto sicherer fühlte ich mich in meinem Glauben. Doch das Theologie-Studium endet für mich nicht mit dem Abschluss – ich halte mich an die drei „L’s“: Lebenslanges Lernen!

Was gefällt Ihnen an Ihrem Beruf? Am meisten gefällt mir, dass ich wirklich Gutes tun kann. Das meine ich nicht aus einem persönlichem Egoismus heraus, sondern weil ich spüre, dass es anderen guttut, dass jemand da ist. In vielen Unternehmen geht es vor allem um Wachstum und Umsatz. Ich helfe Menschen, das ist für mich unbezahlbar. Und indem ich meinen Glauben zum Beruf gemacht habe, kann ich meine Religion damit in einen harmonischen Einklang leben – das gefällt mir sehr.

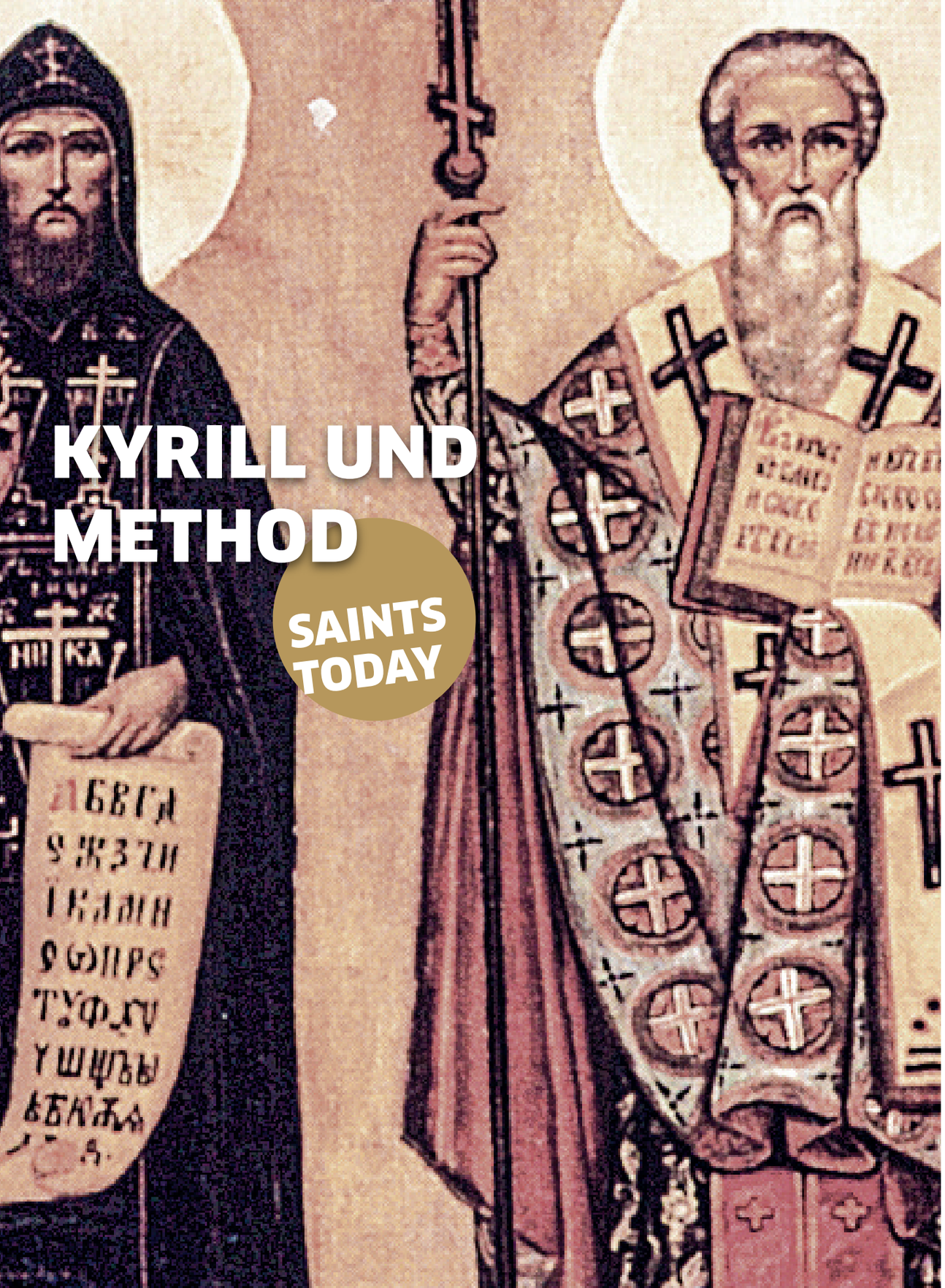
Sie haben uns 2014 gesagt, dass Ihnen besonders die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen gefällt. Ist das Teil Ihrer täglichen Arbeit geworden? Ja, das ist quasi mein tägliches Brot bei der Erstkommunionvorbereitung und in der Schule. Dabei merke ich, dass die Kinder von zu Hause wenig religiöses Wissen mitbringen, wenn sie zum Beispiel nicht mal das Kreuzzeichen kennen. Da ist es schön, ihnen etwas mitgeben zu können, aber auf kollegiale Weise. Ich versuche mir immer bewusst zu machen: Ich habe auch noch etwas von ihnen zu lernen. Für mich ist das die richtige Einstellung, denn Glaube wird größer, wenn man ihn teilt.

Sie haben uns damals auch von Ihrer Flucht aus dem Irak erzählt, dass Ihre Oma noch dort lebt und Sie sich große Sorgen machen. Wie ist die Situation dort heute? Leider hat sich nicht viel geändert, das ist ein trauriges Thema. Meine Oma lebt dort leider nicht mehr. Sie wurde von IS-Kämpfern vertrieben und mit tausenden anderen Christen in den Norden des Irak verschleppt. Dort ist sie gestorben, der Stress war für sie zu viel. Ich habe in meiner Heimat nun keine Verwandten mehr. Alle sind tot oder geflohen. Ich mache mir sehr, sehr viele Sorgen. Dieses Land ist eigentlich auch ein christliches Land – das schöne Zweistromland, Mesopotamien. Wenn ich jetzt dorthin sehe, blutet mein Herz, nicht nur, weil ich an meine Familie denke, sondern weil die Christen immer weniger werden.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft? Ich wünsche mir, dass die Menschen auch mal auf ihre Seele schauen. Ich beobachte, dass viele sich erst im Alter mit dem Glauben befassen, wenn es ihnen nicht mehr so gut geht. Es wäre schön, wenn Eltern an ihre Kinder weitergeben würden, dass Glaube auch Nahrung für die Seele ist. Für mich persönlich habe ich keine Wünsche offen, außer dass ich mich mehr in meinen Glauben vertiefen möchte. Es geht mir gut, dafür bin ich sehr dankbar.



TEXT ALINA OEHLER (27)



PIONIERE UND PATRONE – DIE SLAWENAPOSTEL KYRILL UND METHOD

„Wie schafft man es, den Menschen das Evangelium Jesu Christi in einer verständlichen Sprache zu vermitteln?“ – Eine Frage, die vor rund 1200 Jahren so aktuell war, wie sie es heute wieder ist. Gestellt haben sich dieser Herausforderung im 9. Jahrhundert die beiden heiligen „Slawenapostel“ Kyrill und Method. Hierzulande sind sie nicht so bekannt wie in den Ostkirchen. Dabei lohnt es sich, ihre Geschichte zu betrachten.

Die beiden Brüder stammten aus dem im oströmischen Reich gelegenen Thessaloniki. Sie waren byzantinische Gelehrte und als Priester mit der Missionierung slawischer Völker beauftragt. Ihr Vater war Grieche, die Mutter slawischer Herkunft. Das machte sie mit der slawischen Sprache und Kultur vertraut – die ideale Voraussetzung für ihre große Übersetzungsmission. Denn die Texte der Heiligen Schrift waren zu dieser Zeit nur in lateinischer Sprache verbreitet. Die slawischen Völker verstanden sie nicht. Also erschufen Kyrill und Method eine erste Schrift für die altslawische Sprache und übersetzten in diesem Zuge die Evangelien und wichtige liturgische Texte in das, was wir heute „Altkirchenslawisch“ nennen. Wie ernst sie diese Aufgabe nahmen, wird bei einer von Kyrills Einleitungen der Übersetzungen deutlich:

„Nackt stehen die Völker da,
wenn sie keine Bücher
in eigener Sprache haben,
ohne diese Waffen können sie
nicht gegen den Widersacher
menschlicher Seelen kämpfen
und sind dem ewigen
Verderben ausgeliefert.“

Ihre Pionierarbeit machte die beiden „Slawenapostel“ nach ihrem Tod zu den mit am meisten verehrten Heiligen der verschiedenen Ostkirchen. Bis heute stehen sie in diesem Zusammenhang für das christliche Selbstbewusstsein slawischer Länder. Auch in der katholischen Kirche finden sie Bewunderung und Verehrung. Im Jahre 1980 erhob Papst Johannes Paul II. Kyrill und Method zusammen mit Benedikt von Nursia zu Patronen Europas.

„SIE SIND VORBILDER FÜR UNSERE ZEIT“

Kyrill und Method sind für mich Vorbilder für unsere Zeit. Denn heute stehen wir in einer sich immer weiter säkularisierenden Gesellschaft vor ganz ähnlichen Problemen: Wie schaffen wir es, die Menschen für das Evangelium zu begeistern, wenn viele überhaupt nicht mehr verstehen, was es ihnen sagen will? Wenn sie sowohl mit dem Vokabular als auch mit den Medien der Verkündigung häufig nichts mehr anfangen können? Wie können wir sie wieder in Kontakt mit der christlichen Botschaft bringen? Kyrill und Method zeigen uns hier einen Weg: Wir müssen zu Übersetzern werden. Sie zeigen uns, dass wir versuchen müssen, in der Verkündigung, im Reden über den Glauben die Sprache der Menschen von heute zu sprechen. Und damit dort zu sein, wo die Menschen sind und wo sie kommunizieren. Wenn das für immer mehr Menschen die sozialen Medien sind, sollten wir mit unserer christlichen Identität auch genau dort präsent sein und davon erzählen – aber an allen anderen Orten auch.

Wir müssen wie sie damals heute, vom Evangelium überzeugt, eine Sprache finden, um auch die anderen für Christus zu begeistern – deshalb sind Kyrill und Method meine „Saints Today“.

TEXT KEVIN FISCHER (23)

„Ohne Vertrauen geht es nicht”

Wie kann es heute gelingen, den Glauben weiterzugeben, ohne übergriffig zu sein? Mit eigenem Vorleben, weitem Blick und offenem Herzen.

VON SUSANNE FUNK

Ganz oft begegnet mir die Frage, wie wir unseren Glauben heute noch weitergeben können. Alles scheint doch vergeblich, da Menschen sich in Scharen von der Kirche abwenden. Da denke ich mir: Wie können wir Menschen an den Glauben heranführen oder anders gefragt: Wie können wir, in einem guten Sinne, zum Glauben erziehen? Dabei geht es nicht nur um Kindererziehung, denn wenn wir erziehen, dann bilden wir Geist und Charakter, fördern die Entwicklung und leiten zu einem bestimmten Verhalten an. All das ist lebenslanges Tun. Nicht nur Eltern und Lehrer erziehen, auch Kollegen und Vorgesetzte, Freunde und Bekannte, Medien und Gesellschaft können im positiven Sinne erziehen.

Letztlich erziehen wir immer dann, wenn wir miteinander in Interaktion treten, den anderen mit einem wachen Blick wahrnehmen und in seiner positiven Entwicklung unterstützen. Ich erziehe ein Stück weit auch, indem ich meinen Mitmenschen helfe, noch mehr Mensch zu sein, noch mehr sie selbst zu sein. Doch wie kann das gelingen?

Zunächst einmal muss ich den anderen annehmen wollen, so wie er ist. Ihn nicht so zu machen, wie ich meine, dass der Andere sein muss. Dazu gehört, dass ich ein wirkliches Interesse, eine Liebe für mein Gegenüber habe.

Letztlich ist es mein Wunsch, dass durch mein Tun die Seele des Anderen zum Strahlen gebracht wird, dass er so sein darf, wie er in seinem tiefsten Inneren sein will.

„Ich muss, das was ich bei anderen fördern will, zuerst selbst leben“

Ich glaube, dass ich dafür zuerst einmal bei mir selber anfangen muss, indem ich das, was ich bei anderen fördern will, selbst lebe. Und dadurch kann ich zum Vorbild für andere werden.

Aber es geht nicht um Perfektionismus. Ich darf und muss sogar zu meinen Fehlern und Schwächen stehen, denn nur das ist authentisch. Gerade in einer Zeit, die von Perfektionismus lebt und man scheinbar nur noch die glatte und ebenmäßige Oberfläche zeigen darf.

Wenn mein Vorleben gelingt, was bedeutet, dass es immer mehr ein Geschehen-Lassen als ein aktives Handeln ist, dann darf ich nicht erwarten, dass der Andere meine Art und Weise eins zu eins übernimmt. Nein, vielmehr wird mein Gegenüber all das, was er oder sie bei mir abgeschaut hat, wiederum mit seinen eigenen Erfahrungen und Gedanken anreichern und verbinden. Es geht ja nicht darum, dass der Andere eine Kopie von mir ist, sondern selbst authentisch, ein Original bleibt. Dazu braucht es Geduld und Zeit.

„Zum Glauben gehört für mich eine verständliche Sprache“

Zum Glauben gehört für mich eine verständliche religiöse Sprache. Für viele Menschen ist die Sprache des Glaubens eine Fremdsprache geworden. „Religiöse Vokabeln sind für sie deshalb wie Chinesisch. Sie sind ihnen unverständlich und werden nicht mehr als Hilfe zur Lebensdeutung und Lebensbewältigung erfahren“.[1] Wie soll man dann zum Beispiel einem Menschen, für den Gott keine Rolle spielt, erklären, was Beten heißt? Wir werden nicht darum herumkommen, das „Unübersetzbare [zu] umkreisen, sich ihm annähern, es zusammen[zu]fassen, erahnen lassen [zu] müssen“[2].

Letztlich ist es, so hat es die französische Mystikerin Madeleine Delbrêl einmal formuliert, die Sprache Jesu, die das Herz eines Menschen am tiefsten erreichen kann. Von Jesus können wir „lernen, mit dem eigenen Herzen auf die Herzen der anderen und auf ihr Hoffen zu lauschen“[3]. Wenn Jesus von Gott sprach, war das meist mit einer Geste der Zuwendung verbunden: Er hat die Menschen geheilt, er hat sie aufgerichtet, er gab ihnen Ansehen.

„Die Vielfalt des Glaubens wahrnehmen und fördern“

Ich bin davon überzeugt, all das, was wir vorleben, ist weder vergeblich noch überflüssig. In unserem Tun prägen wir und in manchem werden wir nachgeahmt werden. Vielleicht merke ich es gar nicht sofort. Auch mancher Samen, der gelegt wird, braucht lange Zeit zum Keimen und Wachsen. Und sehr oft wird gar nicht bemerkt, wie der Same aufgeht – vielleicht auch, weil er sich anders entwickelt, als ich es mir selbst vorgestellt habe.

Unser Glaube lebt ja nicht davon, nur blind hinterherzulaufen, sondern das eigene Gehirn zu benutzen, nach Wahrheit zu streben, nicht in den Kategorien von Schwarz und Weiß zu denken, sondern die Vielfalt des Glaubens wahrzunehmen und zu fördern.

Und wenn wir vom Glauben reden, dann dürfen wir ihn nicht nur daran messen, wie viele Menschen den Gottesdienst besuchen. Nein, auch hier dürfen wir den Blick weiten und all jene großartigen Vorbilder in Erinnerung rufen, die vielleicht nicht am Sonntag in der Kirche sind, aber die ihren Glauben dennoch leben, indem sie alte und kranke Menschen in den Pflegeheimen besuchen oder sich politisch engagieren und versuchen, unser Land zu einem besseren zu machen, oder sich für geflüchtete Menschen einsetzen.

„Es gibt verschiedene Facetten zu glauben“

In unserer Diözese befinden wir uns gerade im Prozess „Kirche am Ort. Kirche an vielen Orten gestalten“. Hier ist ja eigentlich die Grundidee, dass Glaube uns an vielen Orten begegnet und auch bereits Wirklichkeit ist. Auch dort, wo es nicht auf den ersten Blick erkennbar ist. Also nicht nur in den vertrauten, so manches Mal aber auch muffigen Räumen, sondern an Orten und in Situationen, wo ich nicht damit rechne.

Genauso ist es mit der Weitergabe des Glaubens. Oft rechne ich nicht damit und sehe ihn beim Anderen auf den ersten Blick auch nicht, da er mir nicht in einer vertrauten Form entgegenkommt. Das heißt aber nicht, dass er nicht da ist. Vielleicht hat mein Gegenüber einfach nur eine andere Facette als meine Art zu glauben.

„Alle Menschen sind gottfähig“

Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass alle Menschen gottfähig sind. Allerdings kann ich diese Fähigkeit auch leugnen, sie kann unbewusst sein oder schwinden wie ein Muskel, der nicht trainiert wird. Es gehört eine große Sensibilität dazu, diese Fähigkeit wahrzunehmen, hervorzulocken und wertzuschätzen, ohne vereinnahmen oder „verkirchlichen“ zu wollen. Wir alle müssen dann auch dem Einzelnen die Freiheit lassen zu kommen und wieder zu gehen, nicht festzuhalten und zu akzeptieren, dass es immer wieder Menschen geben wird, die sich nicht angesprochen fühlen.

Es gibt so viele unterschiedliche Ausprägungen und Formen von Glauben, wie es Menschen gibt. Manche sind meinem persönlichen Glauben sehr nahe, andere nicht. Mich selbst macht es neugierig, diese zu entdecken und mich von der Vielfalt bereichern zu lassen.

Und zuletzt: Um den Glauben weiterzugeben, braucht es Mut und eine große Portion Vertrauen. Vertrauen in den je individuellen Weg des Einzelnen. Und Vertrauen darauf, dass Gott schon vor unserem Tun im Leben des Einzelnen wirkt. Meine Erfahrungen bestätigen mich darin, dass dieses Vertrauen lohnt. So kann für mich Glaubensweitergabe heute gelingen.

1 Zitiert nach: Schleinzer, Annette, Gott einen Ort sichern. Impulse aus der Begegnung mit Madeleine Delbrêl. Artikel veröffentlicht auf www.feinschwarz.net am 09.01.2018.
2 Ebd.
3 Ebd.

ZUR PERSON

Susanne Funk ist Pastoralreferentin und seit 2017 geistliche Mentorin in der Berufseinführung der Gemeinde- und Pastoralreferent/-innen der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

TERMINE

„JA“ ZU EINEM KIRCHLICHEN DIENST: WEIHE- UND BEAUFTRAGUNGSFEIERN

+ **Samstag, 8. Juni 2019**
  WEIHE DER STÄNDIGEN DIAKONE
  St. Georg, Stuttgart-Mitte
+ **Samstag, 29. Juni 2019**
  BEAUFTRAGUNG DER PASTORALASSISTENT/-INNEN
  Liebfrauen, Ravensburg
+ **Sonntag, 30. Juni 2019**
  VERLEIHUNG DER MISSIO CANONICA AN RELIGIONSLEHRER/-INNEN
  Konkathedrale St. Eberhard, Stuttgart
+ **Samstag, 6. Juli 2019**
  PRIESTERWEIHE
  Dom St. Martin, Rottenburg
+ **Samstag, 13. Juli 2019**
  BEAUFTRAGUNG DER GEMEINDEASSISTENT/-INNEN
  Herz Jesu, Rommelshausen
+ **Sonntag, 14. Juli 2019**
  VERLEIHUNG DER MISSIO CANONICA AN RELIGIONSLEHRER/-INNEN
  St. Maria, Meckenbeuren

DIÖZESANSTELLE BERUFE DER KIRCHE

+ **Freitag, 26. April 2019, 9:30-16 Uhr**
  INFOTAG PASTORALREFERENT/-IN
  Tübingen
+ **Samstag, 15./Sonntag, 16. Juni 2019**
  JUGENDTAG UNTERMARCHTAL
  Gesprächs- und Informationsangebot
+ **Samstag, 6. Juli 2019**
  INTERESSENTENKREIS PRIESTER
  Mitfeier der Priesterweihe, Stuttgart
+ **Sonntag, 7. Juli 2019**
  INFOTAG STÄNDIGER DIAKONAT
  in Oberndorf am Neckar
  Anmeldung bis 21.06.2019 beim Ausbildungszentrum für Ständige Diakone, Tel. 07371 965819 (Sekretariat Frau Winter)
+ **Freitag, 19. Juli 2019, 18 Uhr bis Samstag, 20. Juli 2019, 17 Uhr**
  INFOTAGUNG STÄNDIGER DIAKONAT
  Heiligkreuztal
  Anmeldung bis 05.07.2019 beim Ausbildungszentrum für Ständige Diakone, Tel. 07371 965819 (Sekretariat Frau Winter)
+ **Mittwoch, 20. November 2019**
  STUDIENTAG DER UNIVERSITÄT
  Tübingen

Anmeldung, soweit nicht anders angegeben, bitte bis eine Woche vorher bei berufe-der-kirche@drs.de

PÄPSTLICHES WERK FÜR GEISTLICHE BERUFE GEBETSGEMEINSCHAFT FÜR BERUFE IN DER KIRCHE

+ **Sonntag, 5. Mai 2019, 17 Uhr**
  MAIANDACHT IN ST. BARBARA, STUTTGART-HOFEN
  ab 16:30 Uhr Rosenkranz in der Kirche
+ **Sonntag, 12. Mai 2019**
  WELTGEBETSTAG FÜR GEISTLICHE BERUFE MIT BUNDESWEITER AKTION 24-STUNDEN-GEBET
  Auf dem Hohenrechberg, dem Gottesberg Bad Wurzach, in Heiligkreuztal, Sindelfingen und Mühlacker werden Mitglieder des Teams von Berufe der Kirche vor Ort sein.
  - **www.werft-die-netze-aus.de**
  - **www.berufe-der-kirche-drs.de/weltgebetstag**

  Mitbeten
+ **Sonntag, 13. Oktober 2019, 17 Uhr**
  ROSENKRANZANDACHT IN ST. BARBARA, STUTTGART-HOFEN
  ab 16:25 Uhr Rosenkranz in der Kirche

Gebetsbildchen mit dem Jahresgebet 2019 können bei der Diözesanstelle Berufe der Kirche bestellt werden.

SPENDEN AN DAS PÄPSTLICHE WERK FÜR GEISTLICHE BERUFE

Wenn Sie die Arbeit des Päpstlichen Werkes für geistliche Berufe unterstützen möchten, ist uns Ihre Spende willkommen!
Empfänger: Bistum Rottenburg-Stuttgart
Volksbank Herrenberg-Rottenburg
IBAN: DE48 6039 1310 0005 4040 02
Verwendungszweck 1: 512020
Verwendungszweck 2: Päpstliches Werk für geistliche Berufe
Für eine Ausstellung einer Zuwendungsbestätigung benötigen wir den Namen und die Adresse des Spenders. Vielen Dank!